



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Below, E.: Bilder aus dem Westen : 9. Beim Verschollnen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

mehrere giebt, und daß jede Zeit und jede Kunstschule das Recht und die Pflicht hat, sich ihren eignen Stil auszubilden.

Aus diesem Grunde haben wir auch kein Verständnis mehr für die Beurteilung und Abwägung der verschiedenen Kunstschulen, die wir bei Reynolds finden. Daß er die Antike außerordentlich hoch schätzt, ist nur in der Ordnung. Aber wenn er „die Voraussage wagt, daß, wenn man aufhören wird, sie zu studiren, die Künste nicht länger blühen und wir in die Barbarei zurück-sinken werden,“ so war diese Voraussage eigentlich schon durch die holländische Schule des siebzehnten Jahrhunderts widerlegt worden. Und wenn er an einer andern Stelle sagt: „In der Skulptur wird alle Mühe umsonst sein, die weiter zu dringen hofft als die besten der uns aus der Antike überlieferten Werke der Skulptur,“ so läßt sich auch dies mit den Bestrebungen Donatellos und Michelangelos kaum in Einklang bringen, ganz abgesehen davon, daß es unvorsichtig ist, der Kunst ein bestimmtes „Bis hierher und nicht weiter“ zuzurufen, während man doch im Rückblick auf ihre Entwicklung erst über die kurze Spanne einiger tausend Jahre ein Urteil zu fällen imstande ist. Will man vielmehr eine Ästhetik von einiger Dauer begründen, so muß man sagen: Es giebt für die nachahmenden Künste nur eine Grenze, und die ist bestimmt durch die Natur, d. h. durch das ästhetische Prinzip der Naturnachahmung, der Illusion. Jede andre Beschränkung, besonders jede, die durch den Hinweis auf irgend einen historischen Stil begründet wird, ist vom Übel. Sie kann wohl thatsächlich unter gewissen Kulturverhältnissen eintreten und durch diese Kulturverhältnisse entschuldigt, ja sogar gerechtfertigt werden, aber in einer allgemeinen Ästhetik, die von jeder zeitlichen Einschränkung abzusehen hat, ist für sie keine Stelle.

(Schluß folgt)



## Bilder aus dem Westen

von E. Below

### 9. Beim Verschollnen\*)



ine bange Gewitterschwüle lag über der Stadt Kansas City. Tage der unerträglichsten Hitze waren es gewesen, in denen ich die Ärzteversammlung in Topeka, der Hauptstadt des Nachbarstaates Kansas, mitgemacht hatte. Müde und matt kam ich um die Mittagszeit vom Bahnhof, und noch hatte ich eine zweite, ähnliche Versammlung, die der Eisenbahnärzte, zu besuchen, die sich

\*) Vergl. Kap. 3 S. 304, Kap. 6 S. 224, Kap. 8 S. 270.

der ersten gleich angeschlossen, obwohl man übersättigt war von den vielen und mannichfachen Neuerungen, die man in Topeka zu sehen und zu studiren bekommen hatte.

Eine solch bleischwere Gewitterschwüle, wie sie auf den weiten Prairien des Westens brütet, ist meist der Vorbote von etwas schlimmem, wenn nicht Gewitterregen Abhilfe schaffen. In solchen Tagen sieht in den Prairiestädten des Westens alles gespannt nach den wetterverkündenden Signalflaggen auf dem Dache des meteorologischen Instituts. Duster schwarzrot hebt sich der Riesenpalast des Börsengebäudes mit seinem vielsagenden Turm, worin das Institut untergebracht ist, von dem fahlen Himmel ab. Aller Augen sind auf ihn gerichtet, denn jeder möchte wissen, ob Anzeichen da sind, daß es endlich zu einem erlösenden Gewitter kommen wird, oder ob der gefürchtete Orkan im Anzuge ist. Diese Orkane des Westens sind schrecklich; sie zerstören im Nu Städte, zerbrechen Paläste und reißen gewaltige Brücken mit fort, als ob sich die von der Menschheit geknechtete Natur rächen wollte für die Abholzung der Wälder, für die Vernichtung der Vegetation, für alle unbefugten Eingriffe in ihr Heiligtum.

Unheimliche Stille herrscht in der Luft. Trotzdem ist die Atmosphäre voll gelben Staubes, der sich mit dem den Dampfschloten entsteigenden Rauche vermischt und nun alles schwarzgelb überzieht, selbst den Ephen und die Winde, die sich dort an der Veranda des bescheidenen Holzhäuschens emporranken, das noch, eine Erinnerung an vergangne Tage, inmitten all der Riesenbauten moderner Häuserkolosse stehen geblieben ist und den Gipfel eines gelben Lehmkegels krönt, der sich noch mit einigen wenigen Holzbuden zwischen den neuen Kottsteinpalästen erhebt. Dicke Wolken von Lehmstaub steigen auf der andern Seite des Hügels auf, wo Duzende von kräftigen Pferden mit großen Transportschleifen gewaltige Erdklumpen fortschleppen, um Platz zu machen für einen neuen Prachtbau.

Von Zeit zu Zeit durchzittert ein dumpfer Donnerschlag die Luft. Aber es ist nicht das lange ersehnte Gewitter, das seine Vorboten sendet; es sind Dynamitschläge der Sprengarbeiten an dem harten Gestein, das sich dort unter dem Erdhügel hinzieht, auf dem neben einer berankten Negerhütte ein Holzkirchlein thront mit der Aufschrift: Carriages to let (Hier sind Fuhrwerke zu vermieten). Das frühere Gotteshaus ist in einen Leichstall umgewandelt, ein Zeichen, daß es sich den veränderten Verhältnissen anzupassen versucht hat. Aber es hilft ihm nichts, es muß dem Straßendurchbruch doch schließlich Platz machen. Der Fortschritt der Technik versetzt hier Berge und macht Hügel weichen. Die Elemente grollen, doch der Mensch lacht ihrer. Wie sie bei den Peitschenhieben auf die armen, schwitzenden Gäule grinsen, die Neger, die dort beineschlenkernd und tabakkauend auf dem Geländer des benachbarten Baues sitzen! Das Seufzen der Kreatur ist für sie eine Luft.

Alles schmiegt sich beiseite, um den im Hintergrunde drohenden Naturgewalten zu entgehen. Pflanze, Tier und Mensch zittern vor dem kommenden Ereignis. Die weitaufgeblühte Sonnenblume dort oben vor der Negerhütte, sie hat so lange ihr Haupt der glühenden Sonnenkugel zugekehrt; jetzt, wo die Sonne hinter dem heißen Qualm und Staub verschwunden ist, weiß sie nicht, wohin sie ihr goldiges Gesicht wenden soll; traurig beugt sie es zur Erde. Und die Röchlein daneben verkriechen sich bei jedem Donnererschlag der Dynamitfalven trotz der Mittagsstunde unter die Flügel der Gluckhenne, als ahnten sie herannahendes Unheil. Selbst der Mensch beginnt dem Grollen der Natur zu weichen: denn schlaff hängt die Flagge auf dem Observatoriumsturm herab; die Signalstange kündigt heute nichts bestimmtes. Die Atmosphäre ist so von Elektrizität geschwängert, daß man sich genötigt gesehen hat, bei dem wirren Spiel der Zeiger, die heute keine zuverlässigen Angaben machen, mehrere Drähte auszuschalten.

Wie hatten sie sich gestern noch auf der Versammlung in Topeka gefreut, wie man es doch so herrlich weit gebracht habe. Mit ihrer Technik war ihnen alles möglich. Mit all ihren Instrumenten waren sie auf der Versammlung erschienen, und sie meinten, daß es nur einer Kleinigkeit bedürfe, um Lebenskräfte aus dem Nichts herzustellen, daß sie Elektrizität — wenn sie auch nicht ihr Wesen begriffen — doch in beliebiger Menge erzeugen und auf den Markt werfen könnten; ja sie konstruirten Regenapparate und hofften sicher nächstens Krankheit und Tod zu bannen. Und heute vernichtet ein einziger heranziehender Sturm ihre Apparate.

In solche Gedanken versunken, wanderte ich durch das Menschengewühl, das einem aufgeschreckten Ameisenhaufen gleich, nach der Electric Hall, dem Versammlungsorte des Kongresses der Eisenbahnärzte. Als früherer Arzt des Hospitals der mexikanischen Zentralbahn war ich mit einer Einladung und Mitgliedskarte beehrt worden, und so konnte ich trotz Hitze und Ermüdung nicht gut fehlen. Auch drängte es mich, zu sehen, ob ich hier etwas finden würde, was den Eindruck abschwächen könnte, den die Versammlung der Dreizehnerherren in Topeka auf mich gemacht hatte.

Alles in allem verlief die Zusammenkunft der Eisenbahnärzte Amerikas recht stattlich und luxuriös. Die Ausstellung von Instrumenten und Apparaten war sehr reichhaltig; die Vervollkommnung der Photographie, namentlich in Verbindung mit der Mikroskopie, war bewunderungswürdig; und geradezu großartig waren die festlichen Zurüstungen. Aber durch nichts darf man sich weniger in der Beurteilung des ärztlichen Lebens leiten lassen, als durch die Vorträge und Festessen der ärztlichen Kongresse, weil da alles mit dem künstlichen Nimbus einer fachwissenschaftlichen Kollegialität umspinnen wird, der der Sache im Alltagsleben meist abgeht.

Doch nicht nur dieser Hintergedanke, auch noch etwas anderes machte mich

frösteln, wenn ich diese Herren mit ihren Reise- und Instrumententaschen wie Handlungsfreisende die teppichbelegten Marmortreppen hinaufgehen und in den Sitzungsaal eintreten sah. Gang und Haltung eines Ankömmlings ist für den Arzt, der die anatomischen und pathologischen Eigentümlichkeiten der verschiedenen Gewerkschaften zu seinem Spezialstudium gemacht hat, sehr bedeutungsvoll: der krumme, gewölbte Rücken deutet auf frühere harte Muskelarbeit, sei es hinter dem Ladentisch, sei es auf dem Lager beim Verladen von Gütern oder sonstwo; die schwielige, große, breite Kubikhand mit kurzen Fingern deutet auf gewisse Arbeiten mit harten Werkzeugen. Als ich nun die „Kollegen“ mit ihren sonntäglich zugeknöpften Rücken, ihren schlecht gepflegten, staubigen Bärten, ihren sonnverbrannten Händen und Gesichtern an mir vorbeikommen ließ, so dachte ich mir unwillkürlich den festlichen Bratenrock weg, und vor meinem geistigen Auge standen sie alle in Reih und Glied, wie sie ausgesehen hatten, ehe sie sich ihrer Dreisemestermetamorphose, die man hier medizinisches Studium nennt, unterworfen hatten: Ladendiener, Barbieri, Apothekerlehrlinge, Knechte, Schreiber, Handwerker, Fabrikarbeiter und wer weiß, was sonst noch alles waren sie gewesen.

Dennoch hörte ich von ihnen ganz gewandte Vorträge — meist freilich abgelesen — mit interessanten Vorzeigungen von Apparaten, Modellen, Neuerungen und Verbesserungen aller Art. Immer handelte es sich um neue, kleine technische Kunstgriffe, um Verbesserungen, bei denen hier eine Schraube, dort ein Schloß dem alten Instrument angefügt war um Neuerungen in den Verbandmethoden, um zweckmäßige Vereinfachungen. Auch ein satirisches Gedicht über die Bazillenjagd wurde von einem alten Graubart vorgetragen, das einzige, was sich über handwerksmäßige oder spezialtechnische Kunststückchen emporhob und einen Blick in die allgemeine Skepsis thun ließ, die überall da Platz greift, wo Durchbildung, Überblick und Überzeugung fehlen. Das karrifirte Zukunftsbild unsers in Spezialitätenkram ausartenden ärztlichen Treibens stand vor mir. Wenn es schon jetzt so weit gekommen ist, daß in unsern Großstädten der Kranke womöglich selbst die Diagnose stellen muß, ehe er sich entscheidet, an welchen der vielen Spezialisten er sich mit seinem Leiden wenden will, wie wird es erst später werden, wenn der Zusammenhang mit den allgemeinen Kenntnissen immer mehr durch den Spezialismus verwischt und aufgehoben sein wird! Der alte Hausarzt wird dann ganz verschwinden, und es wird eine handwerksmäßige Flickschusterei am menschlichen Körper um sich greifen, weil sich jeder nur mit den einzelnen Teilen, keiner mehr mit dem Ganzen befaßt.

Vor mir entrollte sich das ganze traurige Bild des von der Kunst zum Handwerk herabgesunkenen ärztlichen Berufs, und ein Gefühl von Heimatlosigkeit wandelte mich bei diesem Bilde an. Ich mußte an die anregenden Abende bei den Koryphäen unsrer Wissenschaft in Newyork vor fünfzehn und zwanzig Jahren denken, an die Abende, wo jeder von uns jungen Ärzten seinen Ehr-

geiz darein setzte, pathologische und anatomische Belege von der letzten Leichenschau oder Operation zur Ansicht und gemeinsamen Begutachtung mitzubringen. Wie wurden da von dem hohen Gesichtspunkt naturwissenschaftlicher Grundanschauung aus alle Einzelheiten von Männern wie Jacobi, Kaemmerer, Noeggerath gewürdigt, besprochen und dann dem Ganzen eingereicht! Und hier? Ein großer Jahrmart mit vielen netten Sachen und vielen Leuten, die sich drängten, sie feilzubieten. Keine Diskussion, nur Vortrag, selten ein Einwurf, eine Bemerkung. Nach stillschweigendem Übereinkommen störte man den seine Ware anpreisenden Geschäftsmann nicht. Der ganzen Sache fehlte das Herz, die Seele. Vor lauter Spezialisten und Technikern sah man in dieser Versammlung den Arzt nicht mehr, den durchgebildeten Arzt, der mit Kopf und Herzen zugleich seinem hohen Beruf ergeben ist.

Ich mußte hinaus aus dem schwülen Saale, hinaus aus diesem Jahrmart, in die frische Luft, in die freie Natur. Eben war ich im Begriff, nach der in einen Leihstall verwandelten Kirche hinüberzugehen, um mich nach einem Fuhrwerk umzusehen, da kam mir der Buggy des Kollegen Brand gelegen.

Das Gewitter verzieht sich! rief er mir zu. Fahren Sie mit?

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Nur hinaus aus dieser dumpfen Stadt, womöglich in den Wald!

Recht so, entgegnete der Kollege, fahren wir in den Wald, nach der feurigen Quelle, die der seltsame Einsiedler hütet, den Sie schon neulich beim Besuch im Hospital als verliebten Kräutersammler kennen gelernt haben!

Es giebt noch heute Robinsons und Lederstrumpfs in Amerika, Leute, die es aus dem alten Europa hinausgetrieben hat, nachdem sie vom Schulzwang der alten Welt genug gekostet hatten, um Natur und Freiheit, wie sie sie sich träumten, da zu suchen, wo es noch keine Brillen, Akten und Geldschränke giebt, um die sich heute ja alles dreht. Einen solchen neuen Robinson lernte ich in dem Manne kennen, der in dem Walde wohnte, zu dem unser Buggy jetzt von der staubigen Landstraße einbog. Der Weg hatte uns weit aus der Stadt hinaus geführt, weit von dem Geklingel und Gedröhne der Stadtbahnen, von dem Rauchen und Pfeifen der Fabrikshöte hinweg, zuletzt noch an einem einsamen deutschen Biergarten vorbei, der malerisch im Grünen lag. Vor dem ländlichen Bretterhause hielten auf dem freien Platze neben der Landstraße leichte Wägelchen, und vom Garten her hörte man laute Rufe, Regelschießen und Gewehrschüsse.

Gut, daß ich dran denke, sagte der Kollege neben mir im Buggy, heute werde ich mich wohl auch einmal unter das Volk mischen müssen. Heute ist Scheibenschießen des Kriegervereins, und eben sehe ich meinen neuen Kollegen, den Hypothekenpastor, in den Garten gehen. Der will sich beliebt machen, da darf ich mich heute Abend nicht ganz zurückziehen.

Der hat es also wirklich fertig gebracht? fragte ich.

Mediziner zu werden, erwiderte Dr. Brand, ja wohl.

Nun, Sie haben doch die Konkurrenz eines solchen Menschen nicht zu fürchten?

O, er thut mir tüchtigen Schaden! Er weiß sich durch seine pastoralen Eigenschaften und Bekanntschaften überall einzudrängen, und die Leute starren ihn wie ein Wundertier an. Den Gläubigen weiß er durch seine Frömmigkeit zu imponiren, und den Ungläubigen durch seinen Übertritt von der Theologie zur Medizin. Wenn das so weiter geht, weiß ich nicht mehr, was ich anfangen soll. Mein Office unten in der Geschäftsstadt werde ich wohl aufgeben müssen, denn es ist fast ganz leer, seit sich die dreißig assoziirten Wunderdoktoren mir gegenüber niedergelassen haben, und seit sich dieser Pastor das Feld erobert hat. Der chinesische Doktor im Nebenhause hat augenblicklich mehr zu thun als der deutsche Arzt.

Ist das Publikum hier in der aufgeklärten neuen Welt wirklich noch so urteilslos, daß es einen geprüften deutschen Arzt nicht über einen hergelaufenen Quackfalter zu stellen weiß? rief ich voll Entrüstung aus.

Das Publikum ist dumm, erwiderte er, und je zusammengewürfelter ein Publikum ist, desto mehr glaubt es sich berechtigt, mit seinen Launen der Vernunft Hohn zu sprechen. Hier ist alles möglich, und deshalb wundert man sich über nichts mehr. Hier, wo alle Jahre eine neue Religion gestiftet wird, wo aller zwei Jahre ein Messias, umgeben von Engeln und Aposteln, erscheint und Vorstellungen giebt, wo jeden Augenblick auf dem von den Mormonen aufgefundenen Wege eine neue Religionsoffenbarung des Weisjagens und Wunderthuns entdeckt wird, hier darf man sich auch nicht darüber wundern, wenn einem plötzlich von irgend einer alten Tante dozirt wird, daß für Muskelerheumatismus die Glaubens- oder Seelenkur die beste ist. Es ist ganz vergeblich, zu widersprechen. Unter uns gesagt, ich habe in den letzten Monaten so viel gesehen und durchgemacht, daß ich anfangs, diesen aufgeklärten Sanhagel, dem ich zuerst für sein Entgegenkommen dankbar war, zu hassen, zu hassen aus vollster Seele, wie ich noch heute seit meiner Studienzeit alle Halbbildung, alles Philistertum hasse. Diesen armen Kerl, zu dem ich Sie jetzt führe, beneide ich oft in seiner stolzen Einsamkeit; oft wünsche ich, wir könnten unsre Rollen mit einander tauschen.

Wie alt ist er denn, daß er sich zum Eremiten eingesponnen hat?

Höchstens dreiunddreißig oder vierunddreißig Jahre. Er hat aber viel erlebt in den acht oder neun Jahren, wo er im Lande ist. Er hat in Deutschland Medizin studirt, aber schon auf der Schule und später auf der Universität viel Chemie und Physik getrieben. Da er den ärztlichen Beruf in der Heimat überfüllt sah, zog er es vor, mit den paar hundert Thalern, die er hatte, nach Newyork auszuwandern. Hier fiel er Spekulantem der gewissenlosesten Art in die Hände, die Wind davon bekommen hatten, daß er bedeutende Kenntnisse

in der Chemie hatte. Sie veranlassen ihn, seine Arbeitskraft in den Dienst eines neuen Fabrikunternehmens zu stellen. Er geht darauf ein, zumal da ihm versprochen wird, wenn die Fabrik erst in Betrieb gesetzt sei, solle er Teilhaber des Geschäfts werden. Tansen, so heißt er, geht mit dem ganzen Eifer eines deutschen Jünglings an die Arbeit; er giebt neue Ideen an, die sich als sehr vorteilhaft erweisen; er ist die Seele des Ganzen. Endlich ist alles fertig, die Fabrik wird in Betrieb gesetzt, und Tansen erwartet nun als Leiter des technischen Teils des Unternehmens eingesetzt zu werden. Aber nun brauchen ihn die Yankes nicht mehr. Da er in den sechs oder acht Monaten, die der Bau und die Einrichtung der Fabrik in Anspruch genommen hatten, thöricht genug gewesen war, sein kleines Kapital zu verzehren, statt Bezahlung für seine Mühe und Arbeit zu fordern, saß er nun buchstäblich als Bettler auf der Straße. Doch Sie werden ihn ja gleich selbst sehen. Dort unten im Grunde wohnt er, das kleine Blockhäuschen hinter den hohen Ulmen bietet ihm Schutz gegen die Unbilden der Witterung.

Wovon lebt er denn? fragte ich, als wir vom Wiesensfahrwege abbogen und zwischen den ersten weitstehenden Bäumen hindurch zu dem Blockhause fuhren.

Vom Rattenfangen und Negerkuriren. Er fängt nämlich Beutelratten, ein sehr geschätztes Wildbret der Neger, die auf den umliegenden Farmen wohnen. Die Pelze verkaufen sich gut. Außerdem verrichtet er Wunder mit dem Feuerquell, der leicht purgirend wirkt.

Endlich kamen wir an das aus Balken und Brettern roh gezimmerte Haus. Vor der niedrigen Thür standen und hingen mehrere größere und kleinere Käfige mit Vögeln, Schlangen, jungen Beutelratten und sonstigem Getier. Nachdem wir ausgestiegen waren, wurde das Pferd mit dem Eisengewicht in der Nähe einer großen Ulme festgelegt, wo es grasen konnte. Neben der Hütte war ein sumpfiger Platz, wo ein starkes, rhythmisches Geräusch, wie Blasen und Sprudeln, auf eine eigentümliche Naturerscheinung deutete; in der Mitte des Sumpfes war ein Gasrohr von beträchtlicher Länge senkrecht so in den Boden eingelassen, daß es noch  $2\frac{1}{2}$  Meter herausragte;  $1\frac{1}{2}$  Meter über dem Erdboden war es wagerecht umgebogen. Aus der Öffnung kam stoßweise Wasser in starkem, mehrere Fuß langem Strahl hervorgeschossen.

Wie wir noch vor dem merkwürdigen Naturschauspiel standen, kam der Hüter des Brunnens aus der Hütte mit einem Glase in der einen Hand und einem Fidibus in der andern. Mit dem Fidibus entzündete er die der Öffnung des Rohres zugleich mit dem Wasser entströmenden Gase. Eine meterlange Flamme schlug wie das Wasser stoßweise hervor, zuerst in derselben Richtung, dann nach oben flackernd, während das Wasser zu Boden plätscherte.

Unser Robinson hatte sich recht verändert, seit ich ihn zuletzt vor dem Hospital gesehen hatte. Sein Gang war schwankend, er sah blaß aus, die Augen blickten müde; er schien krank zu sein.

Er gab uns von dem Wasser zu kosten; es schmeckte etwas salzig und alkalisch. Der Eigentümer des Platzes, ein deutscher Kaufmann, ging, wie uns Janzen mitteilte, mit dem Plane um, hier eine Heilanstalt zu errichten. Bis jetzt war aber alles rings herum noch Wildnis: Gestrüpp, Schlingpflanzen zwischen den hohen Bäumen, Felswände, Moosabhänge.

In der Hütte fand sich kein Mobilier außer einem alten, großen, wackligen Tisch, einem Stuhl und einer Matratze auf der Erde. In der Wand am Kopfsende der Matratze waren ein paar Gucklöcher, durch die im Notfall der Lauf des Gewehrs gesteckt werden konnte, das in der Ecke lehnte. Ein frisches Pferdekopfskelett, ein Menschenschädel, Teile von Tieren, teils in Spiritusflaschen, teils getrocknet, lagen in den Ecken herum; Kästchen und Gehäuse mit Eidechsen, Schlangen, Vögeln, Beuteltaschen, außerdem altes Geschirr und Gerümpel gab es überall, wohin man blickte.

Da mich manches in dieser zoologischen Sammlung interessierte, so schlug mir Dr. Brand vor, er wolle eine Weile zum Scheibenschießen des Kriegervereins hinüberfahren und mich später, wenn ich mich sattgesehen hätte, wieder abholen. So blieb ich denn zurück und plauderte mit dem kranken Einsiedler über die sonderbare Lage, in die er sich hier begeben habe, während er doch nach meiner Meinung Anstrengungen machen könne, sich noch etwas in der Welt zu erringen.

Ich bin es müde, antwortete er, keuchend und mißhandelt neben der großen Staatskarosse unsrer Gesellschaft, auf der die Reichen thronen, einherzulaufen, um die Gnade bittend, mitziehen zu dürfen. Das Spiel ist so albern, so entwürdigend! Früher gab es eine Zeit, wo ich mich selber ziehen lassen konnte. Aber sie ist vorbei. Die oben sitzen, lassen so leicht keinen hinauf. Sie selbst haben ewig Angst vor dem Herunterfallen und klammern sich trotz ihres heitern Gebahrens grimmig am Geländer fest. Denn der Fall bricht manchem das Genick. Die meisten, die herunterfallen, müssen froh sein, wenn sie wieder mitziehen dürfen. Ich bin es überdrüssig. Lieber tot oder verschollen sein!

Das war die Antwort, die mir der einsame Mann unter traurigem Lächeln gab, während er in Müller-Pouillet's Physik blätterte, die auf dem Tische neben dem Kommersbuch und Zbrens Gedichten lag, den einzigen Büchern, die, wie es schien, in der kleinen Behausung vorhanden waren.

Ich sah seinen fadenscheinigen Anzug und die tiefliegenden traurigen Augen in dem blassen, kranken Gesicht. Ich wollte ihm Mut zusprechen. Da nahm er einen Brief aus dem Buche, in dem er blätterte, und sagte: Aus diesem Briefe können Sie sehen, daß mein Streben ernst gewesen ist. Es ist ein Brief von Professor Johannes Müller an mich, worin er mir für meine Ermittlungen über die Talbotschen Linien dankt.

Ich that einen Blick hinein. Der Anfang lautete: „Hochverehrtester Herr!

In dem Paragraphen, der über die Talbot'schen Linien handelt, ist mir, wie Sie richtig bemerken, ein Fehler untergelaufen." Nun folgte eine wissenschaftliche Auseinandersetzung, dann schloß der Brief mit den Worten: „Für Ihre gültige Mitteilung bin ich Ihnen sehr verbunden, namentlich aber ist mir Ihre beigelegte Konstruktion von Interesse gewesen, die ich bei einer etwa zu bearbeitenden neuen Auflage des Lehrbuchs, soweit es möglich ist, berücksichtigen werde. Ich verbleibe hochachtungsvoll Ihr ergebener J. Müller.“

(Schluß folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das rote Gespenst. Unter diesem Titel hat ein Mann, der „kein Stubengelehrter“ ist, sondern „als Angestellter eines großen kaufmännischen Unternehmens mitten im praktischen Leben“ steht und wirkt, die Sozialdemokratie beleuchtet mit Beziehung auf die öffentliche Meinung, auf den Zukunftsstaat, auf die Religion, die Behörden, den Anarchismus, den Antisemitismus, das Königtum, die Demagogie. (Das rote Gespenst, beleuchtet von Otto Prange. Stuttgart, Robert Luz, 1894.) Der Verfasser zeigt, daß der Sozialismus, und zwar in der Gestalt der Sozialdemokratie, eine berechtigte und notwendige Erscheinung, das aber, was die Behörden und bürgerlichen Parteien unter seinem Namen bekämpfen, nur ein Gespenst ist. Seine von warmer Empfindung erfüllten, trotzdem aber nüchtern verständigen Ausführungen decken sich zum Teil mit unsern eignen über diesen Gegenstand, andernteils bilden sie eine wertvolle Ergänzung dazu. So erörtert er zum Beispiel die Bedeutung der Utopien für die Kulturentwicklung. Sie sind nichts andres als die Gesellschaftsideale und daher Beweise für die Lebensfähigkeit eines Volkes oder Geschlechts, denn ohne Ideal giebt's kein Streben, und ohne Streben giebt's keine Zukunft. Die griechisch-römische Welt mußte untergehn, weil sie alle ihre Ideale verwirklicht, daher nichts mehr zu thun hatte. Durch seine Zukunftssträume brachte das Christentum neues Leben in die europäische Menschheit. (Man kann diese Thatfache noch konkreter darstellen, als Prange thut: hätten Paulus und die übrigen Apostel nicht geglaubt, daß Christus noch bei ihren Lebzeiten wiederkommen und sein Reich aufrichten werde, so wäre nicht eine einzige Christengemeinde gestiftet worden, und es gäbe keine christliche Kirche.) Da nun die herrschenden Klassen keine Zukunftsideale mehr haben und auf nichts weiter bedacht sind, als ihre Stellung, ihren Reichtum und ihre Genüsse zu behaupten, so stünde es schlimm um die Zukunft unsers Geschlechts, wenn nicht wenigstens noch die Sozialdemokraten und andre anrühige Leute Zukunftssträume hegten.

Sehr gut ist die Bemerkung auf S. 42: „Das Kapital ist unersättlich, die Arbeit dagegen verhältnismäßig leicht zu befriedigen,“ gegenüber der Ausflucht der Kapitalistenpartei: die Arbeiter befriedigen wollen, sei ein aussichtsloses Unternehmen, da ja niemand zufriedenzustellen sei, auch der Millionär nicht. Ferner